

durch das, was man „Strukturalismus“ genannt hat, eher verdeckt wurde, da dieser zu schnell zur abstrakten Doktrin erhoben wurde.

Das Vordringen der Humanwissenschaften läßt sich konkret am Beispiel eines Verlags aufweisen: So wurde bei Cerf aus der Reihe „Lex Orandi“ 1974 die Reihe „Rites et symboles“. Der neue Titel weist darauf hin, daß Sakramente, Riten und Symbole in einem Horizont studiert werden, der Soziologie, Anthropologie, Semiotik und Geschichte verbindet.

Die Aussagen über die Bedeutung der Humanwissenschaften müssen durch das Aufgreifen einiger Felder verstärkt werden, auf denen die französische Theologie der letzten Jahre besonders hervortrat. Zunächst die *Exegese*: Es ist jammerschade, daß die französische Exegese jenseits des Rheins weitgehend ignoriert wird. Hier ist an die Entwicklung der semiotischen Analysen zu erinnern, die schwer mit der historisch-kritischen Methode vereinbar sind und eine lange Praxis der Einübung erfordern, oder an die Infragestellung der Voraussetzungen der Formgeschichte durch die Rückkehr zum Text als geschriebenem Text (A. Paul, P. Beauchamp).

Beachtliche Arbeit ist auch in der *Fundamentaltheologie* im Dialog mit dem von der modernen Welt und den Humanwissenschaften geprägten neuen kulturellen Kontext geleistet worden. Das Werk des Schweizer Theologen Pierre Gisel über Ernst Käsemann zeigt eine Theologie, die in bemerkenswerter Weise dieses französische Kulturmilieu angeeignet und in die Auseinandersetzung mit dem deutschen Denken eingebracht hat. Andere Werke sind Etappen eines Dialogs, der noch am Anfang steht, vor allem was Sprache und Interpretation betrifft (Geffré, Dumas, Lafon, Delzant u. a.).

Ein anderer Schwerpunkt war die *Ethik* im speziellen Horizont der *Psychoanalyse*. Überall in Europa scheint sich eine neue Gewichtung der ethischen gegenüber den dogmatischen Fragen abzuzeichnen. Die Reflexion über soziohistorische Phänomene wird in Frankreich sehr vorsichtig angegangen, da sie zahlreiche ideologische und politische Risiken enthält. Dagegen tritt die Reflexion über die Sexualmoral stark hervor, bis hin zum Versuch einer Neuinterpretation der Dogmatik von der analytischen Er-

fahrung aus (vgl. Jacques Pohier, Wenn ich Gott sage, wie auch seine früheren Werke).

Es ist unmöglich, alle Felder und alle Namen anzuführen, die für eine eher klassische, aber bedeutsame Weiterarbeit beispielsweise in der Christologie oder der Ekklesiologie stehen. Hier wurde vor allem das hervorgehoben, was *mir* für Frankreich spezifisch zu sein scheint und was das geringe Ansehen seiner theologischen Produktion auf der internationalen Szene erklären kann. Es läßt sich ein relatives Auseinanderbrechen der theologischen Arbeit beobachten, das gleichermaßen von der Situation der Kirche wie der *kulturellen Situation* abhängt. Im Blick auf sie können einige Eigentümlichkeiten erklärt werden. So ist beispielsweise wahrscheinlich, daß die Humanwissenschaften und die Semiotik bewirkt haben, daß die Woge des logischen Empirismus und der analytischen Philosophie an Frankreich vorbeigeflossen ist, die sich in den angelsächsischen Ländern so stark bemerkbar machte, während sie in Frankreich nur sehr langsam und unter Schwierigkeiten eindringt.

Da die *Frage nach dem Sinn* vom wissenschaftlichen Formalismus zurückgewiesen wird und es an einem zusammenhängenden dogmatischen Rahmen fehlt, kann die *Frage nach Gott* auf eine unerwartete, wilde Art wieder zum Vorschein kommen. Zu denken ist hier an für ein breiteres Publikum bestimmte Werke wie „Des choses cachées depuis l'origine du monde“ von René Girard, der den Opfercharakter der Christologie auf die ganze Gesellschaft ausweitet, um die Gewalt zu „erklären“ auf Kosten einer Reflexion, die auch soziologische Vermittlungen und geistesgeschichtliche in Rechnung stellt. Ich denke auch an „Le Testament de Dieu“ von Bernard-Henri Lévy, der aus der alttestamentlichen Gottesvorstellung einen Schutzwall gegen den Absolutismus des Staates macht, während im Gegensatz dazu die „neue Rechte“ sich Christentum und Judentum im Namen des griechischen Polytheismus widersetzt. Wir beobachten hier eine theologische Diskussion außerhalb der Kirchen und selbst außerhalb der christlichen Theologie, die wiederum auf eine Wandlung der Philosophie verweist, insofern sie Reflexion über die Wahrheit einer Zeit und Interpretation von Praxis ist.

Bernard Lauret

Tagungen

Lehramt und Theologie

Zur Tagung der deutschsprachigen Dogmatiker und Fundamentaltheologen

Die im zweijährigen Turnus stattfindenden Tagungen der Arbeitsgemeinschaft katholischer Dogmatiker und Fundamentaltheologen gelten gewöhnlich Themen, die

sich im innertheologischen Gespräch jeweils als dringlich und einer genaueren Klärung oder Vertiefung bedürftig erweisen. Das Thema der diesjährigen Tagung, die vom

2. bis 5. Januar im Kardinal-Döpfner-Haus in Freising stattfand, hatte demgegenüber einen eigenen Charakter: nicht Fragen der Gotteslehre, der Christologie oder der Pneumatologie standen zur Debatte, sondern: „Theologie und Kirche“.

Der Aktualitätsbezug war deutlich genug. Nicht nur, daß man sich auf den Fragenkomplex Theologie – Lehramt bei einer Sitzung des Beirates der Arbeitsgemeinschaft geeinigt hatte, die kurze Zeit nach dem Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis von Hans Küng stattfand, der Fall Küng und die anderen konkreten Probleme und Konflikte im Verhältnis von Theologen und Amtsträgern in der Kirche gaben auch den Hintergrund der Freisinger Tagung ab, obwohl sie kaum direkter Gegenstand der Diskussion waren, sondern eher ausgeklammert blieben. Auf der Tagung war man vielmehr bemüht, durch den Rückgriff auf die Geschichte wie durch philosophische und systematisch-theologische Überlegungen zum Verhältnis von Theologie und kirchlicher Lehrautorität grundsätzlichere Fragestellungen ins Spiel zu bringen, die in den Schematisierungen und Polarisierungen aktueller Konflikte meist zu kurz kommen.

Rückblick auf eine wechselvolle Entwicklung

Weder Lehramt noch Theologie als eigenständige und dennoch in vieler Hinsicht miteinander verbundene Lebensfunktionen in der Kirche können losgelöst von ihrer Geschichte verstanden werden. So machte der Tübinger Fundamentaltheologie *Max Seckler* den Versuch, die *Geschichte des Verhältnisses von Theologie und Lehramt* durch die Analyse von sieben Modellen zu erhellen, die zwar nicht die ganze Bandbreite der geschichtlichen Entwicklung abdeckten, dafür aber strukturelle Zusammenhänge sehen ließen: Während das erste Jahrtausend weitgehend von einer „Perichorese“ zwischen Theologie und Lehramt geprägt war – die Bischöfe waren der „ordo doctorum“, an das Amt gebundene Glaubensverkündigung und Theologie standen in unmittelbarer Verbindung – kam es mit der Ausbildung einer wissenschaftlichen Theologie im Hochmittelalter zur für die gesamte Folgezeit entscheidenden Wende: Mit der neuen „doctrina“ als wissenschaftlichem Diskurs entstand auch ein neuer Stand der „doctores“ als Experten theologischer Reflexion. So konnte Thomas von Aquin neben das Lehramt der Bischöfe dasjenige der Theologen stellen.

Ohne einfachhin die mittelalterliche Konzeption als normatives Modell zu verwenden, skizzierte Seckler die weiteren Stationen als fast immer in Aporien führende Grenzüberschreitungen entweder der Theologie oder des Lehramtes: Bildete sich im späten Mittelalter ein Lehramt der Theologischen Fakultäten heraus, die als offizielle gelehrte Körperschaften eigeninstanzliche Lehrentscheidungen trafen, womit die Theologie in eine ihr fremde Funktion einrückte, trat mit Gestalten wie Wyclif, Hus und besonders Luther ein Suprematieanspruch der theologi-

schen Wahrheit über die kirchliche Institution zutage: das charismatische theologische Wahrheitszeugnis steht quer zu Ämtern und Institutionen. Demgegenüber zeigt das Tridentinum das Modell einer eindeutigen Zuordnung von Theologie und Bischofsamt. Die jurisdiktionelle Vollmacht liegt bei den Bischöfen allein, dennoch ist die Theologie in der Sache durchaus präsent, wie sich an den Texten des Konzils zeigen läßt. Für die letzten Jahrhunderte beschränkte sich Seckler auf zwei Modelle: einmal die Konzeption Ignaz Döllingers, der zumindest in einzelnen Äußerungen die Theologie nicht nur als kritischen Partner der Bischöfe, sondern als „Bildnerin der öffentlichen Meinung“ sieht, zum anderen der an Aussagen Pius' XII. und Pauls VI. aufgewiesene „totalitäre Anspruch des Lehramtes“ gegenüber der Theologie als einer bloßen Funktion des Lehramtes, der per Delegation Aufgaben zugewiesen werden. Als Fazit des historischen Durchblicks ergaben sich einige Thesen zum Verhältnis von Theologie und Lehramt, denen zufolge beide in ihrer Eigenständigkeit und Unterschiedlichkeit gesehen werden müßten. Sie seien auf Kooperation verwiesen; gleichzeitig lasse sich keine Zuordnung denken, bei der Konflikte von vornherein vermieden werden könnten.

Hatte Seckler erst mit der Alten Kirche angesetzt, so gab das Referat von *Ferdinand Hahn*, Neutestamentler an der Evangelisch-theologischen Fakultät München, Informationen über das Verhältnis von *Theologie und Kirche in neutestamentlicher Zeit*. Hahn ging von der Verwendung der Begriffe „didasken“, „didaskalia“ und „didache“ in den neutestamentlichen Schriften aus und zeigte auf, daß Funktion und Aufgabe des Lehrers von Anfang in den christlichen Gemeinden anzutreffen gewesen seien. Es bestand eine enge Verbindung von Lehre und Prophetie. Zum Inhalt der neutestamentlichen Lehre führte Hahn aus, daß sie immer auf Verkündigung bezogen war. Für das ganze Neue Testament gilt, daß „didaskalia“ Glaubens- und Lebensfragen umfaßt, daß sie sich gleichermaßen auf die Kontinuität der Überlieferung wie auf deren je neue Durchdringung bezieht und am Verkündigungsgeschehen partizipiert. Während der zweite Hauptteil des Referats mehr grundsätzlichen Fragen nach Sinn und Struktur einer Theologie des Neuen Testaments gewidmet war, hob Hahn abschließend nochmals die bleibend konstitutive Bedeutung von Lehre für die Kirche überhaupt hervor.

Unmittelbar an die gegenwärtige Problemkonstellation im Verhältnis von Theologie und Lehramt führte das Referat von *Peter Eicher*, Dogmatiker in Paderborn, der in einer von theologischem Interesse geleiteten ideologiekritischen Rückfrage einen eher ungewohnten Ansatz zum Verständnis der neuzeitlichen Konflikte zwischen Theologie und Hierarchie entwarf. Seine Ausgangsthese: In den letzten Jahrhunderten gerieten diejenigen Theologen oder Theologien in Konflikt mit der Hierarchie, denen es um eine Versöhnung zwischen *Christentum und Bürgertum* ging. Ausgehend von Hegels Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft als dem „System der Bedürfnisse“ skizzierte Eicher zunächst Merkmale einer „bürgerlichen

Theologie“, zu denen er die Selbstbeschränkung der christlichen Religion auf einen abgegrenzten Sektor in der Gesellschaft ebenso zählte wie einen am bürgerlichen Vertragsgedanken orientierten Kirchenbegriff. Als weitere Kennzeichen solcher bürgerlichen Theologie wurden die alle Tradition hinterfragende historisch-kritische Methode genannt, nicht zuletzt das neue Bild des Menschen als eines freien Partners Gottes. Mit Zitaten aus päpstlichen Verlautbarungen des 19. und 20. Jahrhunderts belegte Eicher das Gegenbild einer katholischen Hierarchie, die genau diese grundlegenden Momente des Bürgerlichen immer kompromißlos von sich gewiesen habe.

Die Gedankenbewegung seines Referats war dabei durchaus dialektisch angelegt, indem er sowohl auf seiten der bürgerlichen Theologie (die seit dem Zweiten Vatikanum auch lehramtlich weithin rezipiert worden sei) wie auf seiten der Hierarchie einerseits Fehlentwicklungen kritisierte und auf Aporien hinwies wie auf die festzuhaltenden Wahrheitsmomente aufmerksam machte. Sowohl die vom Bürgertum erstrittenen Freiheiten wie die vom Lehramt behauptete Vorgegebenheit der geoffenbarten Wahrheit mußten bewahrt werden. Über die aktuelle kirchliche Konfliktsituation hinaus, die von der Ungleichzeitigkeit der hierarchischen und der theologischen Form der Wahrheitsfindung geprägt sei, gab Eicher einige vorsichtige Vorblicke auf eine nachbürgerliche Epoche, in der es darum gehen müsse, mit der weder vom Bürgertum noch vom Christentum geleisteten Anerkennung der Bedürfnisse aller Christen und aller Menschen Ernst zu machen. Sie setze eine Erneuerung der Gemeinden, der Hierarchie wie der Theologie voraus.

Wahrheit zwischen Institution und Geschichte

Bewußt im Vorfeld der theologisch-kirchlichen Probleme, um die die Tagung kreiste, hielten sich die Ausführungen des Bochumer Philosophen *Richard Schaeffler* zum Verhältnis von *Wahrheit und Institution*. In seinem Referat, das auf der analytischen Sprachphilosophie fußte, machte Schaeffler deutlich, daß aufgrund des Zusammenhangs von Sprachhandlungen und Aussagesätzen auch ein Zusammenhang zwischen Institutionen und der Wahrheit von Aussagen besteht: Zur tätigen Anteilnahme an Institutionen gehört immer die Bejahung bestimmter Sätze. Dieses Verhältnis wird dadurch kompliziert, daß faktisch durchaus Widersprüche zwischen der Beteiligung an einer Institution und ihren Sprachhandlungen und der Bejahung der implizierten Aussagesätze auftreten können und auch hingenommen werden. Schaeffler folgerte daraus, daß eine Institution Mängel heilen könne, die den Sprachhandlungen einzelner ihrer Mitglieder entspringen, insofern eine grundsätzliche Zustimmung zum Zweck der Institution vorliege. Jede Institution müsse allerdings über Regeln verfügen, die angeben, welche ihr zuwiderlaufenden Aussagen „wirksam ignoriert“ werden könnten und welche nicht mehr. Hier sei die Abwägung zwischen zwei

Schäden notwendig. Schaeffler gab zu bedenken, ob sich nicht daraus Lösungswege für theologisch-kirchliche Probleme nahelegten: Auch das kirchliche Lehramt als Anwalt der Institution verfüge über einen Ermessensspielraum, welche theologischen Aussagen noch ertragen und welche schon verurteilt werden müssen. Auch für die Kirche könne es weder ein universales Heilungsgebot noch ein universales Heilungsverbot geben.

Das abschließende Referat des Tübinger Dogmatikers *Walter Kasper* setzte bei der Unfehlbarkeitsdiskussion des letzten Jahrzehnts an und versuchte eine weit ausgreifende Antwort auf die im Problem Lehramt–Theologie verborgene Grundfrage, wie *letztverbindliche Wahrheit im Horizont geschichtlichen Denkens* und damit einer Dogmatik in geschichtlicher Perspektive zu denken sei. Dabei ging Kasper von der Voraussetzung aus, daß an die Stelle der neuzeitlichen, axiomatischen Theologie, zu der der Begriff des Dogmas wie die juristische Konzeption des Lehramtes gehören, in einem weithin vollzogenen Paradigmenwechsel eine geschichtliche Theologie getreten ist. Damit sei aber auch die Gefahr einer falsch verstandenen und kurzschlüssigen „metadogmatischen“ und „metainfalliblen“ Konzeption von Theologie gegeben, die die Wahrheit des überwundenen Paradigmas nicht wirklich aufgehoben habe. Demgegenüber unternahm Kasper den Versuch, unter bewußter Bejahung der Gültigkeit der für katholisches Kirchenverständnis konstitutiven Trias von Schriftkanon, *regula fidei* und apostolischem Amt ein Verständnis von Theologie zu entwerfen, das an der unaufgebbaren thetischen und damit auch dogmatischen Struktur des christlichen Glaubens festhält und daraus auch den Sinn der Unfehlbarkeitslehre ableitet, bei der es letztlich um die theologische Wahrheitsfrage geht. Andererseits ergibt sich aus der Einsicht in die grundsätzliche geschichtliche Vermitteltheit von Bekenntnis und Evangelium ein *geschichtliches Verständnis der Unfehlbarkeit*: unfehlbar verkündete Dogmen sind – so Kasper in Rekapitulation der neueren katholischen Dogmenhermeneutik – in mehrfacher Weise relativ: in bezug auf die Schrift, auf ihre Vorgeschichte, auf die Situation, in die hinein sie verkündet werden müssen, schließlich auf die Sache, die in allen Einzeldogmen bezeugt werden soll. Dogmen sind damit als „Realsymbole“ zu verstehen. Auch die lehramtliche Bezeugung von Dogmen ist auf deren Relationalität angewiesen.

Gemeinsamer Dienst am Evangelium

Nicht nur Walter Kasper merkte an, es gebe nicht nochmals eine Synthese, in die sowohl Lehramt wie Theologie aufgehoben werden könnten, sondern diese Einsicht durchzog die gesamte Tagung. Allerdings lieferten die Referate in Freising wichtige Bausteine für das weitere Gespräch, auch wenn die einzelnen Ansätze kaum nochmals aufeinander bezogen und miteinander zu vermitteln versucht wurden. Gleichzeitig wurde aber auch deutlich, daß geschichtliche, ideologiekritische, institutionentheore-

tische oder hermeneutische Bemühungen um die Klärung von Wesen und Funktion der wissenschaftlichen Theologie wie des Lehramts in der Kirche letztlich wieder auf die *konkreten Probleme* verweisen, die sie angestoßen haben. Die Dogmatiker und Fundamentaltheologen beließen es denn auch nicht bei der wissenschaftlichen Diskussion über das Verhältnis von Theologie und kirchlichem Lehramt, sondern verabschiedeten auf ihrer Tagung nahezu einstimmig eine *Erklärung*, die den Vorsitzenden der Deutschen, Österreichischen, Schweizer und der Berliner Bischofskonferenz sowie dem Präfekten der Glaubenskongregation übermittelt wurde.

Die Erklärung hält einerseits fest, daß Theologie nur in der Gemeinschaft der Kirche auf der Grundlage und unter der Norm des kirchlichen Glaubens möglich sei, wozu auch die *Gemeinschaft mit dem Lehramt* gehöre, andererseits könne aber die Theologie ihren Dienst nur in Freiheit tun. Der Text wendet sich gegen Grenzüberschreitung des Lehramtes wie von Theologen und ruft dazu auf, Konflikte „im Geist der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit sachlich und ohne persönliche Herabsetzungen“ auszutragen. Das Lehramt solle seine Entscheidungen in argumentativer Weise vortragen. Lehrverfahren und disziplinäre Maßnahmen könnten nur die ultima ratio sein. Die Erklärung geht zwar auf keinen der neueren Konfliktfälle zwischen Lehramt und Theologen konkret ein, fordert aber eine baldige Revision der gegenwärtig geltenden Verfahrensordnung der Glaubenskongregation. Das kirchliche Lehramt solle nur ausgewiesene Fachleute als theologische Konsultoren und Gutachter bestellen. Unter Berufung auf die während der Freisinger Tagung des öfte-

ren zustimmend zitierten Äußerungen Johannes Pauls II. in Köln und Altötting wird das kirchliche Lehramt bzw. werden die Bischöfe um vertrauensvolle und fruchtbare Zusammenarbeit gebeten.

Nicht nur in der Erklärung, sondern auch in allen Referaten während der Tagung wurden von den Theologen zwar Änderungen der konkreten Lehramtsausübung eingefordert, gleichzeitig aber die Notwendigkeit, Eigenständigkeit und letztinstanzliche Entscheidungsvollmacht des Lehramts anerkannt. Man muß abwarten, ob von seiten des Lehramts dieses Angebot durch die Praxis im Umgang mit der Theologie und den Theologen in absehbarer Zeit auch honoriert wird. Was die von Theologen immer wieder zu Recht monierte Ungleichzeitigkeit in den Methoden der Wahrheitsfindung anbelangt, besteht beim Lehramt ja noch ein beträchtlicher Nachholbedarf.

Eine *Grundfrage* bleibt allerdings über die Probleme des konkreten Verhältnisses von Theologie und Lehramt hinaus. Sie betrifft sowohl das Verständnis des kirchlichen Lehramts als auch die innere Struktur katholischer Theologie überhaupt: Wie verhält sich das immer wieder mit verschiedenen Begriffen hervorgehobene thetisch-dogmatische Moment des christlichen Glaubens („Entschiedenheit“, „Vorgegebenheit der Wahrheit“) zu der Relationalität aller formulierten Glaubenswahrheiten? Welche Rolle kann dabei dem Amt in der Kirche zukommen? Welche Gestalt wird und muß ein Lehramt und Theologie gemeinsamer Dienst am Evangelium in Zukunft annehmen? Hier liegen Probleme, die nicht zuletzt auch des ökumenischen Gesprächs wegen weiter bearbeitet und geklärt werden müssen.

Ulrich Ruh

Gemeindekatechese – Hilfe zu einem dialogfähigen Glauben

Zur Österreichischen Pastoraltagung 1980

„Gemeindekatechese – Dienst am Glauben der Gemeinde durch die Gemeinde“ war das Thema der Österreichischen Pastoraltagung 1980 (27. bis 30. 12.) in Wien. Rund 400 Teilnehmer überwiegend aus Österreich, aber auch aus der Bundesrepublik Deutschland und vor allem aus osteuropäischen Staaten wie Polen, Ungarn, ČSSR, Jugoslawien widmeten sich der Information und Diskussion über eine bisher in dieser Form nicht dagewesene oder seit langem vergessene Form der Katechese an Erwachsenen bzw. durch Erwachsene.

Hoffnung auf neue Wege in der Pastoral, die beispielsweise auch distanzierte Christen besser und für sie verständlicher mit den Möglichkeiten des Christseins vertraut machen, und gleichzeitig gut österreichische Skepsis Neuem gegenüber, daß nämlich bisher einseitig verlaufene Glaubensvermittlungsvorgänge zum Austausch zwischen Partnern eines Lernprozesses werden könnten, waren

wohl die Hauptmotive der meisten Teilnehmer. Referate zweier – bundesdeutscher – Katechetiker sollten zunächst einmal den Informationsstand auffüllen helfen.

Befähigung zu persönlichem Glaubenszeugnis

Prof. *Adolf Exeler*, Pastoraltheologe aus Münster, stellte „Die Sorge um einen dialogfähigen Glauben“ in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Exeler sah in der Dialogfähigkeit des eigenen Glaubens die Grundvoraussetzung für die Tragfähigkeit des Glaubens für den einzelnen wie für die Gemeinschaft und die Gemeinde. Nur ein solcher Glaube könne wieder „missionsfähig“ sein, an andere weitergegeben werden. Die Erwartbarkeit bestimmter Verhaltensmuster in bestimmten Situationen sei damit